№ 61.

Dienstag, am 24. Mai 1836.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die Wahl.

Mein Nachbar will, ich soll einmal
Von seinen Töchtern eine wählen.
So sehr kann keine Königswahl
Die Griechen oder Belgier quälen:
Ida ist hübsch, und Minna schön,
Und Beide reizend anzusehn;
Da hält es schwer zu wählen.

Ja, wär' mein Nachbar nur gescheidt,
So ließ sich schon das Ziel erstreben —
Er sollte mir auf ein'ge Zeit
Die schönen Kinder Beide geben:
Ich würd' — bei meiner Ehrlichkeit! —
Ihm bald die Eine, mit der Zeit
Auch Beide wiedergeben.

Dr. Benke.

Mein Abenteuer.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Ich unterlasse es, ihn ausführlicher zu schildern, und erzähle nur, daß ich, nach Hut und Stock greifend, zum Thore hinaus wanderte. Bald erreichte ich ein Dorf; es war ein schönes Dorf, doch unterlasse ich, es ausführlicher zu schildern, und berichte nur, daß ich weiter ging. Gleich hinter dem Dorfe drang von einem schönen grünen Hügel, den ich hier nicht ausführlicher schildere, ein Seufzen und Stöhnen an mein lauschendes Ohr. Es kam von einer schönen jungen Frau, von der ich hier keine ausführlichere Schilderung mache. „Warum weinen und seufzen Sie?" fragte ich theilnehmend. — „Ach, was!" sagte sie, „was haben Sie darnach zu fragen! Sie können mir doch nicht helfen." — „Nun, wer weiß, meine Schöne!" entgegnete ich. — Sie sah mich mit großen Augen an, und sprach dann, indem sie

auf etliche Scherben von einer Porzellanfigur, die vor ihr am Boden lagen, hinwies: „So versuchen Sie denn ihr Meisterstück: setzen Sie mir diese zerbrochene Figur wieder zusammen; sie heißt Treue und ist ein theures Kleinod meines Mannes, welches ich ihm an unserm Verlobungstage feierlich schenkte. Vor einer Viertelstunde ließ ich es unvorsichtiger Weise fallen.“ — Dienstfreundschaftlichst sammelte ich die Scherben zusammen, doch ein Stück davon war ganz unbrauchbar geworden, und dieses Stück war leider gerade der Kopf. Bald hätte ich selbst darüber den Kopf verloren. Doch ich will meine Mühe und meinen Verdruß hier nicht ausführlicher schildern, und nur erzählen: ich setzte die frühere Treue glücklich zusammen, bis auf den Kopf; da blieb dann — die Reue.

H.

Pathe Heinrich.

Historische Erzählung von Müchler.

„Die Preußen kommen! die Preußen kommen!“ so erscholl es in einem schlesischen Dorfe nach der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760, denn schon hatten sich ein Paar Fourierschützen sehen lassen und nach dem Schulzen gefragt.

Dieser Ruf und der Anblick der Fourierschützen setzten alle Einwohner des Dorfs in Bestürzung. Jeder eilte ängstlich in seine Wohnung, als wenn seine Gegenwart die Sieger in ihren Forderungen nachsichtiger machen könnte; die Väter riefen ihre Kinder, oder holten sie besorgt herbei, denn bei manchen kleinen Knaben und Mädchen war die Neugierde größer als die Furcht, und sie hatten sich gaffend in der Gegend des Hecks versammelt, durch das die Preußen einmarschiren sollten. Einige Knaben waren an dessen Verzäunung emporgeklettert, um desto besser sehen zu können, oder saßen sogar auf Bäumen.

Während im Dorfe Alles in unruhiger Bewegung war, stand der lutherische Geistliche in der Kirche, um an dem neugebornen Söhnlein eines Bauern aus seiner Gemeinde die heilige Taufe zu verrichten. Der Vater war dort, die Nachbarin trug den Säugling auf dem Arme, denn die Mutter war noch zu schwach, um Zeuge dieser feierlichen Handlung zu sein. Ein Taufzeuge, der Schmidt des Dorfes, war ebenfalls schon anwesend, aber es fehlten noch immer zwei Bauern als Taufzeugen.

Ungeduldig über diese Verspätung, trug der Pfarrer dem Küster auf, die fehlenden Zeugen herbeizurufen. Dieser gehorchte, kam aber bald mit der Nachricht zurück, wie das ganze Dorf in Alarm sei, weil bereits preußische Fourierschützen angekommen und man jeden Augenblick die Angesagten erwarte. Auf diese Nachricht verließ auch der Schmidt eiligst die Kirche, und der Pfarrer, der Küster und der Vater des zu taufenden Kindes mit dessen Trägerin blieben dort allein.

Der Geistliche, der sich unter diesen Umständen auch in seine Pfarrwohnung zurückwünschte, sprach daher zu dem Bauer:

„Lieber Martin! Bei solchen Unruhen ist an keine Taufe zu denken. Alle Zeugen fehlen, der Eine, der schon da war, ist auch davon gegangen, und da sie entweder schon feindliche Einquartierung haben oder noch jeden Augenblick bekommen können, wird gewiß Keiner seine vier Pfähle verlassen. Er wär' auch wohl jetzt zehnmal lieber zu Hause, als hier in der Kirche. Geh' Er nur immer wieder heim, wir wollen die Taufe auf eine gelegenere Zeit verschieben.“

Der Küster war eben im Begriff, das Taufbecken wieder in die Sakristei zu bringen; da kam das dumpfe Geräusch, das man schon aus der Ferne vernommen, immer näher, man hörte deutlich trommeln und den Dessauer Marsch blasen. Es öffnete sich die Kirchthüre und es traten mehrere preußische Soldaten herein, auch befand sich darunter eine Marketenderin.

Der Pfarrer, voll Furcht, daß es auf eine Plünderung abgesehen sei, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief aus:

„Ihr seid doch Christen, und werdet den Tempel Gottes verschonen!“

Da trat ein schnurrbärtiger alter Unteroffizier ihm näher und versetzte:

„Herr Pastor! Was denken Sie von uns? — Davor soll uns Gott behüten. Wir haben nie, selbst nicht in Klöstern, geplündert und Unfug getrieben, ob wir zwar Lutheraner sind. Das hat uns unser Fritz strenge verboten und wenn er's auch nicht gethan, so hätten wir's aus freien Stücken unterlassen.“

Dem Pfarrer fiel ein schwerer Stein vom Herzen, er athmete wieder freier und hieß seine Glaubensbrüder willkommen.

Was haben Sie aber in der Kirche zu thun? fragte der Unteroffizier: und im vollen Amtsornat, da heute doch kein Sonntag und Gottesdienst ist?

„Ich wollt' eben dieses Kindlein durch die heilige Taufe der Christenheit einverleiben," antwortete der Geistliche auf den Säugling deutend; „Leider muß ich unverrichteter Sache wieder gehen, denn es fehlen die Taufzeugen. Jeder hat jetzt genug in seinem eigenen Hause zu schaffen, und sich Keiner dazu eingefunden."

Der Säugling fing an zu schreien.

„Das arme Würmchen," meinte der Unteroffizier, „scheint es selbst zu bedauern. — Wie wär' es" setzte er fragend hinzu, „wenn Sie es jetzt noch auf der Stelle tauften? — auf die mit ihm Eingetretenen zeigend — wir können ja die Taufzeugen abgeben. Dazu wird Jeder bereitwillig sein."

Ein in einen Mantel Gehüllter, der in der Ferne gestanden, trat jetzt näher und unterstützte den Vorschlag des Unteroffiziers.

Der Pfarrer war es zufrieden, fragte indeß zuvor den Vater des Täuflings, ob er nichts dawider einzuwenden habe?

„Wenn's Ihnen recht ist, Herr Pastor!" versetzte der Bauer, „so hab' ich nichts dawider."

Der Geistliche befahl dem Küster, das Taufbecken wieder auf den Altar zu setzen und schickte sich an, das Kind zu taufen.

Der Unteroffizier, ein Soldat, die Marketenderin, und der in den Mantel Gehüllte legten ihre Hand auf den Säugling und beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen des Pfarrers mit Ja.

Als die Taufe beendet war, der Geistliche das letzte Gebet und den Segen gesprochen, wandte er sich an die Taufzeugen mit den Worten:

„Um aber in das Kirchenbuch Alles gehörig eintragen zu können, muß ich noch bitten: daß ein Jeder, der dabei die Stelle eines Taufzeugen vertreten, mir seinen Namen sage, damit ich ihn aufschreiben kann."

Auf einem dem Küster ertheilten Wink brachte dieser aus der Sakristei: Feder, Tinte und ein Blatt Papier.

Der Unteroffizier nannte auf Befragen des Pfarrers seinen Namen, eben so der Füsilier und die Marketenderin.

Er wandte sich nun an den Vierten, den Jüngsten. Wie heißen Sie:

„Heinrich!"

Das ist Ihr Vorname?

„Nein! ich heiße Ludwig Heinrich."

Also ist Heinrich der Zuname?

„Das so eigentlich nicht; indeß heiße ich allgemein Heinrich."

Der Geistliche schüttelte den Kopf, trug indeß Bedenken, darüber eine nähere Erklärung zu fordern, und fuhr fort:

Ihr Stand?

„Soldat."

Welche Charge?

„Kommandirender General und Prinz von Preußen."

Dem Geistlichen fiel die Feder aus der Hand, so war er überrascht.

Also der Bruder Seiner Majestät des Königs von Preußen? stammelte er: welche Gnade, daß Ew. königliche Hoheit der Taufzeuge bei einem armen Bauernkinde haben sein wollen.

„Da mich der alte Schnurrbart" — sich nach dem Unteroffizier wendend — „dazu in Vorschlag gebracht hat, so konnte ich doch wohl nicht Nein sagen. Eine Christenpflicht, Herr Pastor! ist keine Gnade."

Der Geistliche verlegen, was er darauf erwiedern sollte, wohl einsehend, daß eine fade Schmeichelei hier übel angebracht sein würde, wandte sich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, an den Bauer:

So bedank' Er sich doch, Martin, für die große Ehre.

Dabei faßte er diesen, der ganz verdutzt dastand, an den Arm und schob ihn vorwärts.

Der ehrliche Bauer suchte vergebens, unter unbeholfenen Kratzfüßen, einige Worte in der platten Mundart seiner Heimat zu stammeln, die, wenn er sie auch dreist und deutlich ausgesprochen, dem Prinzen doch nur halb verständlich gewesen wären.

„Laß Er's gut sein, mein Freund!" unterbrach ihn der Prinz: „und nehm' Er dies als ein Pathengeschenk von mir," wobei er ihm zehn Friedrichsd'or überreichte. „Ich wünsche, daß Er Freude an seinem Sohn erlebe, und in der Folge ihm und mir, als seinem Pathen, Ehre mache."

Der Prinz verließ die Kirche und begab sich in das für ihn ausgesuchte Nachtquartier. Sein Gevatterstehen, wozu er so unerwartet gekommen, hatte er nicht vergessen; er trug einen Adjutanten auf, sich nach dem Bauer Martin und seiner Lage noch näher zu erkundigen. Die darüber eingezogenen Nachrichten waren alle zu dessen Gunsten. Er hatte das Lob eines braven, dienstfertigen und fleißigen Mannes, der es sich blutsauer werden ließ, um sich und seine zahlreiche Familie zu erhalten, zumal da seine Frau, nach einer schweren

Krankheit nicht wieder ganz hergestellt, ihm bei seinem ländlichen Geschäfte, nicht mehr wie sonst zu unterstützen im Stande war.

Der Prinz sandte darauf noch sechs Dukaten an den Prediger, um sie der Wöchnerin zu ihrer Pflege einzuhändigen.

Der Geistliche kam gleich darauf zu dem Prinzen, um sich im Namen der Beschenkten zu bedanken und schilderte sehr weitschweifig die Freude, die er dadurch in der Hütte des Landmannes verbreitet habe; er konnte nicht Worte genug finden, den Prinzen mit Lob zu überschütten. Heinrich unterbrach ihn mit den Worten:

„Nichts davon, lieber Herr Pastor! — Alle übrigen Gevatter waren ja arme Schelme, und da war's nicht mehr als billig, daß ich für Alle die Kosten tragen mußte.“

Tauwerk.

Der ehemalige Sommerpallast des Dey's in Algier ist von den Franzosen zum Militair-Lazareth eingerichtet, faßt als solches über 1000 Kranke und wird, der prachtvollen Bauart nach, welche seine ursprüngliche Bestimmung auch schon voraussetzen läßt, als das stattlichste Hospital der Welt geschildert. Das Heilverfahren der französischen Militairärzte soll dagegen weniger empfehlenswerth sein. Bei den beiden vorherrschendsten Krankheiten: Ruhr und Fieber, wird als hauptsächlichstes Heilmittel eine Hungerkur in Anwendung gebracht, aber — eine Hungerkur zum Verhungern. Man giebt den Kranken, die z. B. an hartnäckiger Diarrhöe leiden, oft 14 bis 20 Tage nicht das geringste zu essen und bloß Reißwasser zu trinken. Viele Sterbende schreien noch im Augenblicke des Verscheidens nach Essen, denn Hunger ist bitterer als der Tod. — An den Folgen der durch allzu strenge Diät hervorgebrachten Schwäche sollen bei weitem mehr als an der eigentlichen Ruhr sterben.

Die Franzosen haben sich jetzt in Algier auch so ziemlich der Civil-Gerichtsbarkeit bemächtigt, wenigstens darf — was wohl der Menschlichkeit und Civilisation gemäß ist — ohne ihre Genehmigung kein Todesurtheil vollstreckt werden. Davon auch folgender Vorfall. Der Ehemann, der die Untreue seines Weibes beweisen konnte, hatte früher, dem Koran zufolge, das Recht, sie durch Hunger zu tödten; meist aber wurden solche Unglückliche in einen ledernen Sack eingenäht und ertränkt. Diese barbarische Männerrache ist jetzt denn auch verpönt worden. Nun war eine maurische Frau mit einem französischen Offizier entflohen; der Mann forderte sein Weib zurück, und der Kadi sprach es ihm zu; allein sie beklagte sich bei den französischen Gerichten, daß ihr Mann die Absicht habe, sie umzubringen, weshalb ihr gestattet wurde, unter christlichem Schutz zu bleiben. Der Mann dagegen betheuerte, daß er durchaus nicht Willens sei, seine Frau zu tödten, sondern daß er nur wünsche, sie unter seinem Dach zu haben, damit sie dort eines Kindes genesen könne, welches, wie er glaube, das seinige sei. Als der Maure mit einem französischen Advokaten hierüber sprach, und dieser ihn fragte: ob er die Treulose wieder in seine Arme schließen werde? erwiederte er verächtlich: „Nein! Wenn der Löwe der Quelle naht, die er gewöhnlich zu besuchen pflegt, und findet, daß die Hunde dort ihren Durst gelöscht, so kehrt er ihr verächtlich den Rücken zu.“

In London starb kürzlich ein ächter Bachusgeselle im Lebensalter von 93 Jahren. Er war dort allgemein unter dem Namen der Fünf-Flaschen-Mann bekannt, indem er eine lange Reihe von Jahren hindurch ein Weinhaus regelmäßig täglich besuchte und dort bei jedem Besuche seine 5 Flaschen Portwein bis zum letzten Tropfen zu sich nahm. Man hat nun berechnet, daß er in den letzten 20 Jahren allein in diesem Hause 35,609 Flaschen oder 57 Pipen Wein getrunken habe.

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.